Die Visitenkarte.

(Fortsetzung.)

V.

Sidonie ging eine Weile schweigend neben dem Papa durch die schon menschenleeren Gassen, in die der Mondschein sein dämmerndes Licht zu werfen begann. Sie konnte, was man ihr angethan, nicht verwinden — sie mußte und mußte davon beginnen, und nachdem sie zehnmal das Wort, das auf ihrer Lippe gelegen, wieder verschluckt, sagte sie endlich:

„Papa — ich bin Dir ernstlich böse. Weßhalb spieltest Du diese Komödie mit mir?"

„Thu' nicht so unschuldig — Du weißt recht gut, was ich meine! Weßhalb stelltest Du mir einen fremden Menschen als Herr Stein vor? Er war wirklich abscheulich!"

„Mein Kind, wer hat Dir gesagt, daß...."

„Ich bitte Dich, versuche nicht weiter mich zu zu täuschen," fuhr Sidonie in demselben vorwurfsvollen Tone fort, „ich habe Alles durchschaut — Deine Vogelscheuche wußte nicht einmal, daß wir ein Landhaus haben, und das muß doch Max Stein sehr gut wissen — ich war dennoch so dumm, mich hintergehen zu lassen, und erst bei Johanna, als dieser ‚Herr Weiß' erschien...."

„Herr Weiß — wer ist das?" rief der Präsident aus.

„Sieh', Papa," erwiderte Sidonie, ohne die Frage zu beantworten — „das kann ich Dir nie verzeihen, daß Du mich für ein Kind hältst, dem Du solche Mystifikationen glaubst machen zu dürfen — es ist ganz schändlich von Dir!"

„Nun, nun, mein Töchterchen," rief der Präsident ein wenig betreten und geärgert und in seiner väterlichen Autorität erschüttert — „es war.... wenn Du's denn wissen willst, ich glaubte, es tauge meinem Töchterchen nicht, wenn es sich einen unbekannten jungen Mann mit zu glühenden Farben ihrer kindischen Phantasie ausmale."

„Wirklich — ich danke Dir, Papachen! Und es war so rührend väterlich von Dir, gehandelt, daß Du, Deiner Johanna ausplaudertest und mich an sie verriethest, und diese in ein Komplott zogest, so daß sie nun Max Stein, als der richtige Max Stein heute Abend bei ihr erschien, als ‚Herrn Weiß' vorstellte — doch nur, weil sie wußte, was Du gethan, und sie Dich nun nicht kompromittiren wollte, indem sie einen andern Mann, als Du mir als Max Stein vorgestellt hattest, so nannte — in der That, Papachen, Du kannst Dich bei Johanna bedanken, Du hast eine sehr eifrige Verbündete an ihr, wenn es gilt, Dein armes Töchterchen anzuführen!"

„Ich eine Verbündete an Fräulein Johanna? Ich hätte ein Komplott mit ihr gemacht? Ich hätte Deine Geständnisse ihr verrathen?" rief der Präsident stehen bleibend aus.

„Ja, Papachen, so ist es — leugne nicht, ich bin eben nicht solch' ein Kind mehr, wie Du glaubst, und durchschaue Alles!"

„Du durchschaust Alles! Wollte Gott, ich wäre in derselben Lage, denn ich durchschaue nichts, ich weiß absolut nicht, wovon Du redest!"

„Das ist merkwürdig, Papa, Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß Johanna durchaus keinen Grund hatt, Herrn Max Stein, als dieser zu uns in den Garten kam, als Herrn Weiß vorzustellen?"

„Also Max Stein war den Abend bei ihr und unter dem Namen Weiß?"

„So ist es, mein lieber Papa, wenn Du es wirklich nicht weißt!"

„Ich gebe Dir mein Wort, Sidonie, ich habe Deine kleinen Geheimnisse so wenig verrathen, als ich ein Wort von dem Allen begreife!"

„In der That nicht? Aber ich bitte Dich, welchen Grund hatte Johanna dann?"

„Das ist mir vollständig unerklärlich! Ich weiß weder, daß Fräulein Johanna Wolkhain mit Herrn Max Stein bekannt ist, noch weßhalb sie ihn unter einem andern Namen vorstellt; noch weßhalb er sich dieß von ihr gefallen läßt — jedenfalls deutet es darauf, daß es von ihnen früher so verabredet war — diese Mystifikation — mag sie nun bloß Dir oder der ganzen kleinen Gesellschaft gegolten haben!"

In dem Tone, womit sehr nachdenklich der Präsident diese Worte gesprochen, schien Sidonie etwas von plötzlich erwachender Eifersucht zu liegen. Und die nächsten Worte ihres Vaters bestätigten das nur zu sehr. Denn:

„Waren Beide sehr bekannt mit einander?" fragte der Präsident hastig.

Es war richtig, bei dem Präsidenten erwachte etwas wie Eifersucht. Sidonie war nicht so bald dieses Umstandes sicher, als sich ein diabolisches Verlangen in ihr regte, sich für den Streich, den man ihr gespielt, zu rächen. Sie biß sich auf ihre kirschrothen Lippen — dann sagte sie:

„Ja, Papachen, das waren sie — ganz auffallend. Als Herr Stein am Eingange des Gartens erschien, flog Johanna auf, um ihm entgegen zu eilen, es schien eine sehr lebhafte Begrüßung stattzufinden — sie plauderten und flüsterten zusammen — dann als sie endlich zur Gesellschaft kamen, begannen Beide in gemeinsamen Erinnerungen an eine zusammen gemachte Rheinreise zu schwärmen — sie schienen sich vortrefflich amüsirt zu haben auf dem Drachenfels in Heisterbach, auf Rolandseck — was weiß ich — beim Ersteigen des Drachenfels hatte sogar ein kleines romantisches Abenteuer nicht gefehlt, der Esel, der Johanna getragen, war an einer gefährlichen Stelle niedergerutscht, in die Kniee gestürzt — hätte Max Stein ihn nicht mit großer Kraft und noch größerer Geistesgegenwart am Kopf und an seinen langen Ohren ergriffen und festgehalten, so wäre Johanna vielleicht in einen Abgrund gestürzt — das Alles durchsprachen sie auf's Breiteste und Lebhafteste — o es wollte gar nicht enden, dieses eifrige Gespräch, dieses Schwärmen in der Romantik so schöner Tage; sie neckten sich dabei und man sah, wie schwer es Herrn Stein wurde, sich loszureißen — als er endlich ging, legte Fräulein Johanna in merkwürdiger Vertraulichkeit ihre Hand auf seinen Arm und begleitete ihn durch den Garten und das Haus — und der Abschied mußte wohl ein sehr langer und umständlicher sein, denn es dauerte ganz gewaltig lange, bis Johanna zurückkam....ihr ganzer Kopf glühte!" —

Es schien, des Präsidenten ganze Seele war, während Sidonie dies rasch aussprudelte in seinem Ohr gewesen....er hatte sie mit keinem Worte unterbrochen.

„Es scheint," sagte er jetzt mit einer Scherzhaftigkeit, der das Gezwungene sehr auffallend anzuhören war, „mein Töchterchen ist auf Fräulein Johanna Wolkhain ein wenig eifersüchtig geworden."

„O nein, Papa, versetzte Sidonie, „das bin ich nicht im Geringsten — Fräulein Johanna," setzte sie lachend hinzu, „hat offenbar ältere Anrechte auf diesen Phönix von Herrn Stein, der ihr das Leben gerettet hat, als ich, bei der er nur einmal ‚unbekannter Weise' eine Visitenkarte zurückließ."

Damit endete das Gespräch — der Präsident schwieg, bis sie zu Hause angekommen waren, und hier sagte er auffallend kurz und trocken seinem schelmischen Töchterchen gute Nacht.

Das schelmische Töchterchen sah schadenfroh an diesem Wesen des Vaters, wie gut sein Plan sich ein wenig zu rächen, gelungen war; ihr Vater war offenbar von ihrem Geplauder beunruhigt und betroffen — vielleicht gar ein wenig mehr, als sie es nun doch gewollt hatte, als sie es sich bei ihrer kleinen boshaften Aufschneiderei vorgestellt — mit der Frage: sollte es ihn wirklich unglücklich machen, sollte er wirklich für Johanna ernstlich eine tiefere Neigung haben? legte sie sich zur Ruhe und — beruhigte bald ihr Gewissen — die Töchterchen glauben nicht leicht an eine tiefere Neigung der Papas und dachte an Herrn Stein und an seinen Doppelgänger so lange, bis Beide sich mit den Traumbildern ihres gesunden und ruhigen Schlummers vermischten.

Am andern Morgen, als sie den Vater beim Frühstück wiedersah, erschrak sie. Er sah bleich und angegriffen aus. Er hatte ganz offenbar eine merkwürdig schlechte Nacht gehabt. Er nahm langsam, in Gedanken verloren, eine Tasse Kaffee zu sich, lehnte alles Weitere ab, sprach kein Wort und ging, um sich in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen.

Auf der Schwelle des Frühstückzimmers wandte er sich zurück.

„Mein Kind," sagte er, „ich habe mich in den letzten Tagen ein wenig viel angestrengt und bedarf für ein paar Tage des Ausruhens — wir werden, sobald ich noch einige Sachen erledigt habe, nach Basterhof hinausfahren — etwa gegen Mittag — sei so gut, die nöthigen Vorbereitungen dazu zu treffen.

Damit verschwand er.

Sidonie, die ihm nachschaute, fühlte eine Centnerlast sich auf's Herz fallen. Was hatte sie angerichtet! Ihr Vater war offenbar unglücklich! Sie hatte in ihm nicht eine vorübergehende eifersüchtige Wallung, wie sie doch nur gewollt, hervorgerufen, sondern etwas, woran ihr jugendlicher Leichtsinn nicht gedacht, wovon sie keine Vorstellung hatte — den Schmerz eines Mannes, der in einer letzten großen, seine ganze Zukunft bedingenden Lebenshoffnung glaubt eine Illusion erkennen zu müssen. Er war ein reifer Mann, er hatte nichts, worauf gestützt er selbst vertrauensvoll einen Kampf hätte aufnehmen können mit Jugend und Schönheit, wenn dieser Kampf ein Mädchenherz galt. Es lag etwas wie ein schmerzliches Verzichten in dieser Absicht, sich in die stille Landeinsamkeit zu wollen, — ein Verzichten so tiefschmerzlich, wie es der leichte Sinn eines „Backfisches," wie ihr Vater sie nannte, gar nicht einmal zu ermessen im Stande war — während doch ihre Zärtlichkeit für ihren Vater sich ihre kleine Intriguen auf's Bitterste und Heftigste vorwarf.

Und was das Verzweifeltste war — wie sollte sie es wieder gut machen? Sie sah gar kein Mittel dazu. Sie konnte ihrem Vater jetzt nicht gestehen, daß sie übertrieben, erdichtet, aufgeschnitten habe, um ihn zu strafen, um ihn ein wenig eifersüchtig zu machen, um Johanna, die auch sie getäuscht und dafür Strafe verdient, bei ihm ein wenig anzuschwärzen — unmöglich konnte sie das — damit hätte sie ja gestanden, daß sie des Vater Verhältniß zu ihrer älteren Freundin durchschaut, beobachtet habe, mit dem Fürwitz, den der Vater so oft an ihr tadelte! — Und hätte sie ihrem Vater solche Geständnisse machen wollen und können — was ganz und völlig unmöglich, daß war ja, nur überhaupt von seiner Neigung zu sprechen und ihm zu sagen: Vater, ich sehe, wie tief Dir's zu Herzen geht, ich sehe, wie sehr Du Johanna liebst.... nein, nein, das konnte sie nicht über die Lippen bringen — und deßhalb schlug sie die Hände zusammen und sagte mit bebenden Lippen:

„O mein Gott, was habe ich dem armen, armen Papa angethan!"

Sie weinte bitterlich!

Dann leuchtete ihr eine Hoffnung auf — die, daß ihr Vater noch am Morgen zu Fräulein Johanna gehen und sich gegen diese aussprechen werde — dann freilich wäre gar leicht ihre Bosheit zu Tage gekommen und ihr Vater würde ein hübsches Strafgericht über sie gehalten haben — aber wie gerne hätte sie dem getrotzt und es über sich ergehen lassen — ihr Vater war ja so gut, so nachsichtig gegen sein verwöhntes einziges Kind — wenn er doch nur gegangen wäre, um zu erfahren, wie thöricht sein Kummer! Aber er that es nicht. Er blieb daheim bis halb Zwölf, dann gab er Befehl, den Wagen vorfahren zu lassen — eine Stunde später waren Vater und Tochter auf ihrem Landgute.

(Fortsetzung folgt.)

„Waldfried."

Aus der Wiener Deutschen Zeitung.

Der betrübende Anblick, den die gegenwärtige sogenannte schöne Literatur Deutschlands bietet, das von Jahr zu Jahr immer schlechtere Erzeugnisse den Büchermarkt überschwemmen, wiederholt sich, wenn man die Werke Derjenigen durchmustert, welche seit Jahrzehnten bei uns tonangebend gewesen sind. Das Bischen Begabung, wodurch diese Schriftsteller es geworden, früher in kleinen Arbeiten verdichtet, wurde immer homöopathischer verdünnt, bis es jetzt, je ein Quentchen auf einen Kübel, bändeweise verschenkt und in den Leihbibliotheken aufgestapelt wird. Unsere großen Autoren alle ohne Ausnahme, die zur Zeit zu reden und zu schweigen verstanden, waren im Leben wenig einflußreich. Man achtete ihr Urtheil hoch, aber man hütete sich, danach zu handeln, man pries Schiller und las Kotzebue. Unsere heutigen Größen gelten weniger, aber man befolgt ihr Beispiel desto williger; sie haben es sich und ihren Verehrern gar leicht gemacht. Sie fordern weder die Denkkraft noch das Gewissen ihrer Leser heraus, sie sind immer liebenswürdig, und es wäre mindestens unhöflich, dieser Liebenswürdigkeit vor den Kopf zu stoßen. So erfreuen wir uns denn auch einer Kritik, die es mit Niemandem verdirbt, die Fünf gerade, unsern Herrgott einen guten Mann und unsere Geschmackverderber Classiker sein läßt. Einen neuen schlimmen Beleg zu diesen traurigen Betrachtungen liefert der kürlich in der Cotta'schen Buchhandlung erschienene dreibändige Roman „Waldfried", eine vaterländische Familiengeschichte in sechs Büchern von Berthold Auerbach — ein Opus, das schon seiner Sonderbarkeit wegen ein näheres Eingehen verdient.

Berthold Auerbach pflegt seit etlichen Jahren im Majestäts-Plural zu sprechen, sein „wir" bedeutet dann immer das deutsche Volk. Wann ihm das deutsche Volk das Recht ertheilt hat, in seinem Namen zu sprechen, ist niemals bekannt worden. Auerbach findet also diese Berechtigung offenbar in seinen Werken. Diese Werke sind in erste Reihe die „Schwarzwälder Dorfgeschichten", deren Verdienstliches nicht in Abrede gestellt werden soll, die ein hübsches, allerdings einseitiges Talent bekunden, aber nicht geeignet sind den Anspruch auf hohe Künstlerherrschaft zu begründen. Auerbach hat diese einfachen und meist so sinnigen, wenn auch von der Philosophie angekränkelten Erzählungen dann für breitere Rahmen und auch da nicht ohne Glück erweitert; aber mit diesem Unternehmen trat auch seine Schwäche bedenklich zu Tage. Es zeigte sich, daß die Reflexion immer zerstörender und zersetzender auf die Figuren wirkte, die er schaffen wollte, das Witzige in der Composition gewann immer mehr die Oberhand, die Einfachheit verschwand, der sichere künstlerische Instinkt war eigentlich nie vorhanden. „Das Landhaus am Rhein" machte es endlich dem schwärmerischsten Verehrer Auerbach's klar, daß Federfertigkeit und jahrelange Schreibgewohnheit, aber mit nichten ein bedeutender Gedanke und innere Triebkraft diesen Mann zu weiterer geistiger Arbeit bestimmen. Das Merkwürdige aber bleibt, daß der Verfasser selbst um diese innere Leerheit nichts zu wissen scheint. Schlagen wir seinen „Waldfried" auf, so sehen wir auf dem Titelblatt nicht nur alle Uebersetzungsrechte vorbehalten, sondern für Großbritannien und die englischen Kolonien, für Rußland, Holland und Italien auch bereits die Uebersetzer eigens autorisirt und fragen, nachdem wir's deutsch gelesen, ganz erstaunt, ob denn ein anderer als ein deutscher Magen das verdauen kann?

Hören wir zunächst die vaterländische Familiengeschichte, die unser Vielschreiber erzählt. Heinrich Waldfried, um drei Jahre jünger als der deutsche Kaiser, ein Schwarzwälder, bekommt im Jahre 1870 zu Neujahr von seinem Sohne Ludwig, der während der Unruhen von 1848 als politischer Flüchtling nach Amerika gegangen und dort heimisch geworden war, einen Brief, der ihm den Besuch von Sohn, Schwiegertochter und Enkel ankündigt. Der gute Alte nimmt davon Gelegenheit, die ganze Geschichte seines Hauses bis zum Jahre 1870 vorzutragen, zu Nutz und Lehr' für seine Nachkommenschaft. Auch er war nach den Freiheitskriegen politisch compromittirt, hat auf der Festung gekarrt, und sein alter Knecht Rothfuß, der ihm seit seiner Entlassung aus der Haft den hüben und drüben der Grenze des kleinen Fürstenthums, welches sein Vaterland war, liegenden großen Grundbesitz verwalten hilft, war auf der Festung Soldat und sein Aufseher gewesen. Waldfried hat die Tochter eines ebenfalls politisch Inhaftirten, eines in Kunst und Wissenschaft feingebildeten Mannes geheirathet, und Iphigenie Gustave, eine zartfühlende, edle Natur, ist ihm viele Jahre, bis nach dem bösen Kriege von 1866 zur Seite gestanden. Da aber brach ihr das Herz über ihren wilden Sohn, den Jäger Ernst, der in seiner kurz angebundenen Weise wenig nach Vater und Mutter fragte, eines schönen Tages ein hinter dem Zaune gefundenes ganz unbekanntes Mädchen, die Waldbewohnerin Martella, als seine Zukünftige nach Hause brachte, und beim Ausbruch des 1866er Krieges, da er als Deutscher gegen Deutsche nicht kämpfen wollte, schimpflich desertirte. In den ganzen Jammer jener Zeit, da nach Sprengung des deutschen Bundes durch Preußen die Duodez-Vaterländer gegen Preußen marschiren ließen, werden wir eingeführt; Waldfried ist natürlich immer für das, was der Erfolg später, als das Richtige erwiesen hat. Aber seine Familie verzweigt sich von Wien bis in den Hagenauer Wald, und im breitesten Hin- und Hergerede müssen wir mit Jedem Bekanntschaft machen, und von Waldfried bis Martella herab — das kann schon jetzt gesagt werden — verlohnt sich keine Figur, eine oder die andere episodische und Gustave etwa ausgenommen, der Mühe, sie genauer anzusehen. Endlich kommt der ersehnte Ludwig mit Sohn und Frau, sagt das ganze Kriegsjahr 1870 bis 1871 voraus, erlebt es mit, Ernst fühnt seinen früheren Frevel indem er für das Vaterland stirbt, Waldfried erlebt Urgroßvaterfreuden und die Verheirathung eines seiner Söhne mit einer verwittweten getauften Jüdin nebst dem Einzug in Berlin und der Verkündigung des Deutschen Kaiserreiches und stirbt, nachdem sein Camerad und Oberknecht Rothfuß ihm vorangegangen und Ludwig, der in Deutschland zu bleiben beschlossen, das Erbgut übernommen, 71 Jahre 12 Tage alt und lebenssatt am 22. Juli 1871.

Ist dies eine vaterländische Familiengeschichte? Das ist die vaterländische Geschichte von 1866 — 1871 im Familien-Schlafrocke, aber keine Familiengeschichte. Denn in dieser Familie ist nichts geschehen, was man im künstlerischen Sinne geschehen nennt, hier ist keine Haupthandlung, hier ist überhaupt keine Handlung von Bedeutung, an welche sich Nebenhandlung anschließen. Hier ist kein Held, an welchem unsere Theilnahme haftet, und eine Familiengeschichte bleibt doch immer eine Geschichte. Waldfried, nicht Heinrich Waldfried heißt der Roman, denn jeder dieser Waldfriede und noch eine große schwere Menge anderer Menschen kommt an uns heran, jeder mit einem Gedänkelchen, Reflexiönchen, einem Bonmot, das ihm aus dem Munde hängt und mit welchem seine Bedeutung auch vollständig erschöpft ist. Es sind wohl an sechszig Personen, die wir zu sehen oder von denen wir zu hören bekommen, Auerbach hat sich offenbar in seinem Skizzenbuch eine große Zahl von Individuen und geistreichen Sprüchlein zusammengetragen und schenkte uns nun keine einzige seiner Bemerkungen, und wenn es die allergewöhnlichste wäre. In jener getauften Jüdin Annette hat er sich selbst charakterisirt. Selbst keinen Augenblick in Ruhe, läßt sie auch Niemanden ungestraft; was ihr im Augenblicke einfällt, muß Jeder, der ihr begegnet, ohne Unterschied anhören, auf tausend Fragen ihr Bescheid geben. So gönnt uns auch Auerbach keinen stillen Moment, immer möchte er uns an- und aufregen, und doch gelingt es ihm nicht. Der echte Dichter schreibt mit sympathetischer Tinte; man merkt anfangs nicht, wo er hinaus will, aber je tiefer man sich in ihn versenkt, desto leuchtender werden die Zeilen, desto lebendiger seine Schöpfungen. Auerbach macht es umgekehrt. Er versichert uns auf jeder Seite, was für ein Patriot er ist, wenn Waldfried zu Tische oder zu Bette geht, vergißt er nie zu fragen, was denn die armen Soldaten im Lager oder im Kampfe jetzt wohl machen werden, wie seine Weiberchen zupft er von der ersten bis zur letzten Seite aus dem Gewebe unserer trefflichsten Schriftsteller die allererbärmlichste Charpie heraus, aber wenn's zu Ende kommt, stehen wir beim Anfang, wir sind nicht um einen Schritt weiter gekommen, wir wissen nur, was uns die Tausende von Zeitungen und jede dieser Zeitungen tausendmal bereits gesagt haben, daß Deutschland einig ist. Also auch vaterländisch ist diese Familiengeschichte so wenig, als es eine Familiengeschichte ist. Denn nur dann wäre sie vaterländisch, wenn durch die Begeisterung für's Vaterland die Familien-Angehörigen in ihren Anschauungen gefördert, in ihrem Wesen veredelt würden. Aber Alles bleibt nach wie vor, sie waren wackere Leute und sind es noch heute, wenn sie nicht gestorben sind. Hoffen wir, daß auch der am Tage des Truppeneinzuges geborene Urenkel Waldfried's nicht aus der Art schlagen wird.

Hierzu rechne man die unverantwortlich liederliche Schreibweise in diesem Buche. Nach je zwei oder drei Sätzen kommt fast immer ein Absatz. Zwölf ununterbrochen sich folgende Zeilen in diesem „Waldfried" zu lesen, gewährt Labsal und Erquickung. Ich war während der Lecture des ganzen ersten Bandes über dieses Abhacken der Rede und der Capitel ohne allen ersichtlichen Grund nervös aufgeregt. Dann gewöhnte ich mich an Absätze, wie zum Beispiel: „Ich trank; o welche Labung!" Durch solches Gethue macht das Buch einen ganz unnöthigen Griff in den Säckel des Käufers, es ist über Gebührt vertheuert und in drei Theilen auseinandergespreizt, was füglich in einem einzigen untergebracht werden konnte. Der Mann, der für die ganze Nation das Wort nimmt, hat sich's ferner herausgenommen, auch unsere Sprache geradezu zu verhunzen. Er schreibt „häßig" und „Häßigkeit," er componirt „bemeineidet" (durch Meineid geschädigt), er bildet „erstärken" aus „erstarken," was so sprachrichtig ist, als wollte Jemand „erstellen" und „erfahren," aus „erstehen" und „erfahren" ableiten. Die Hast, die Arbeit fertig zu bringen, verleitet den Verfasser zu ganz unglaublicher Leichtfertigkeit im Ausdruck. Man lese zum Beispiel folgende zwei Sentenzen: „Aber glücklich, daß die Seele ein Fremdes verarbeiten kann bei der unmittelbaren Bedrängniß von Leid durch Räthsel" und: „Eine lange verhaltene stille Empfindung wird, wenn sie zu Worte kommt und der Betroffene sie im Ton hört, neu wirklich." Wirklich neu, diese Gliederverzerrung, aber hoffentlich wird das neue Deutsche Reich diese Sprache zurückweisen.

Bedenkt man schließlich, daß nicht einmal der Stoff dieses Romans von Auerbach erfunden ist, daß Oscar v. Redwitz kurz nach dem letzten Friedensschlusse ein Gedicht, eigentlich eine Reihe von etwa zweihundert Sonetten herausgegeben hat, worin ein nach den Freiheitskriegen Gemaßregelter anfangs die große Bewegung mit Mißtrauen betrachtet, dann aber durch seinen Sohn, welcher als Arzt im Kriege Dienste leistet, durch den frohen Ausgang des Krieges vaterländisch begeistert wird, und daß diese Sonette wenigstens durch eine leichte Versifikation anmuthen und im oben angegebenen Sinne wirklich vaterländisch genannt werden dürfen, so bleibt für Auerbach nichts als die Gier der Buchmacherei, und dieses sein letztes Buch, dieser „Waldfried"-Schartenmayer, kann nur mit seinen eigenen darin vorkommenden Worten gekennzeichnet werden: „Wie waren wir doch so abgeschmackt!"

S. Heller

Pariser Tageszeiten.

Paris ist von jeher bestrebt gewesen, sich über die natürliche Ordnung und Reihenfolge von Tag und Nacht hinwegzusetzen. Deshalb sind matinees musicales, zu deutsch also musikalischer Morgen, welche um 2 oder 4 Uhr Nachmittags beginnen, und soirees, Abendunterhaltungen, bei denen man zwischen Mitternacht und 2 Uhr Morgens in den Salon eintritt, schon längst altgewohnte Dinge, über welche höchstens ein Hinterwäldler noch einiges Befremden auszudrücken wagt. Morgen und Abend, Tag und Nacht sind nur Ausdrücke, denen man nach Belieben Begriffe unterlegt, wie sie eben das Bedürfniß erfordert. Wo das Eine anfängt und das Andere aufhört, ist eigentlich gar nicht festzustellen. Die Tageszeiten bilden einen mehrfachen, an allen Punkten sich kreuzenden Kreislauf ohne Anfang und Ende. Wo daher einen festen Punkt gewinnen, von dem aus man den Tageslauf überblicken kann? Am besten noch, man nimmt den eigenen 24stündigen Kreislauf als Maßstab und Beobachtungsposten für das Ganze.

Sechs Uhr Morgens. Ich glaube früh aufgestanden zu sein, aber, oh! Durch ein Hinterfenster habe ich, Dank der vier hohen Treppen meiner Wohnung, Ausblick nach einem kleinen Square, an den sich das nach drei Straßen umschlossene ungeheure Viereck eines der größten Modewaarenlager anlehnt. In allen vier Stockwerken desselben brennen die Gasflammen schon über eine Stunde, hunderte von Händen sind mit der Pflege der Reinlichkeit beschäftigt. Von der nächsten Kirche hat vor einer halben Stunde die Glocke ihren Ruf erschallen lassen, die Klosterkapelle am andern Ende der Straße hat dies sogar schon um 5 Uhr oder noch früher gethan; in beiden Gotteshäusern haben Morgengebet und und Messen schon begonnen und an Andächtigen fehlt es nicht, die bei Morgenschein oder auch Gaslicht beten und singen.

Auf der Straße fängt es an lebhaft zu werden. Zeitungsverkäufer laufen mit ihrer noch feuchten Last nach ihren Standbuden. Die Morgenblätter bringen das Neueste aus Versailles und datiren schon auf den folgenden Tag. Arbeiter gehen nach ihren Werkstätten, Milchwagen rasseln dazwischen, die Bänerin mit ihren Rahmsatten und Gemüsekörben nimmt ihren Platz unter dem Thorwege schrägüber ein, die Stalleute im aristokratischen Herrenhaus daneben gehen mit Licht über den Hof. Es wäre gerade wegen der Dunkelheit nicht unumgänglich nothwendig, aber die Herrschaft ist ja reich und eben erst zur Ruhe gegangen, was braucht man da sich Entbehrungen aufzuerlegen oder gar zu sparen.

Die Weinkneipe oben in der Straße zeigt schon lange glänzende Fenster; Fuhrleute jeder Gattung, besonders von Möbelwagen, frühstücken dort, ehe sie weiterfahren. Arbeiter trinken ihren Schnaps, ohne den sie den ganzen Tag nicht aufgelegt sein würden. Vor dem Bäckerladen halten mehrere kastenförmige Handwagen, die mit Broden beladen werden. Außerdem sind mehrere Trägerinnen beschäftigt, Brodlaibe, welche in armdicke, fünf bis sechs Fuß lange Stangen gestaltet sind, in Gebünde zu vereinigen, die sie auf dem Rücken den Kunden zutragen. Ein Haufen älterer Männer und Weiber wird an der Ecke sichtbar; es sind Arme, die ihr tägliches Almosen an einer Klosterthür abgeholt haben. Sehr zufrieden scheinen sie nicht zu sein, ein verdächtiges Gemurmel dringt durch die Luft; vielleicht haben sich auch blos einige neue Kunden an der Thür eingefunden und deshalb ist die Gabe für den Einzelnen etwas kärglicher ausgefallen.

Sieben Uhr. An einzelnen Fenstern erscheint ein Dienstmädchen, das unwirsch in die Straße schaut, die Kehrwalze ist vorüber und der Kehrichtwagen muß nun bald nachfolgen. Früher, vor austreibung der Deutschen, wurden die Straßen mit dem Handbesen gefegt. Gegen 10,000 Personen, Männer, Frauen, Knaben und junge Mädchen mußten hiezu von 2 Uhr Morgens bis 9 oder 10 Uhr in Thätigkeit sein. Meist waren es deutsche, namentlich hessische Familien, die dies Geschäft besorgten und in der Villette und in Montrouge eine Menge elender Häuser und schmutziger Sackgassen bewohnten. Die Maschine hat sie ersetzt, denn eine solche ist die Kehrwalze. Dieselbe ist dicht mit Stacheln aus Zinkdraht besetzt und schräg unter einem zweiräderigen Gestell angebracht, so daß sie in der Bewegung den Kehricht auf die eine Seite schieben kann. Auf dem Karrengestell ist blos der Sitz des Kutschers, der mit dieser Maschine einige Mal auf und ab fährt, und die Straße ist reiner gefegt, als durch Handarbeit. Freilich gehört dazu ein gutes Pflaster. Staub ist dabei fast ganz vermieden.

Der Kehrichtwagen kündigt sich durch eine helltönende Glocke an, die in beständiger Bewegung gehalten wird. Ein Paar Männer mit Schaufeln und Frauen mit Handbesen nehmen ohne Mühe den Kehricht aus der Rinne am Trottoir, wohin die Kehrwalze ihn geschoben. An jeder Hausthür stehen ein Paar Dienstmädchen der Hausfrauen, um zu warten, bis man die Kehrichtkasten in den Wagen geleert, in denen sie den Auskehricht der Wohnung vom vorigen Tage heruntergebracht. Gewöhnlich steht ihnen ein älterer Chiffonnier (Lumpensammler) hilfreich zur Seite. Derselbe hat seinen Rückkorb abgestellt, um bequemer in den Kehrichtkasten wühlen, alle Papier- und Tuchfetzen, Glasscherben, Knochen, altes Leder und Sonstiges daraus zu entnehmen. Dafür erweist er sich dankbar, indem er den Kasten auf den Wagen hebt und Acht gibt, daß er nicht Schaden leide und hübsch sauber ausgeleert werde. Oefters auch breitet der brave Mann — der sich ganz handwerksmäßig mit einer bis auf die Brust gehenden Schürze und einem gegen Regen und den etwa beim Emporheben rückfällig werdenden Inhalt des Kehrichtkastens verwahrenden breiten alten Filzhut ausgerüstet hat — einen alten Teppich oder Segeltuch auf dem glatten Trottoir. Die Dienstmädchen entleeren ihre Kasten und Körbe darauf und er kann nun ungestört alle verwerthbaren Abfälle daraus entnehmen, um den Ueberrest selbstverständlich dem Wagen zu übergeben. Da man nicht mehr wie früher den Kehricht aus den Wohnungen auf die Straße werfen darf, so hat der Mann sein „Geschäft" dem entsprechend auf der neuen Grundlage fortsetzen müssen. Der Lumpensammler, des Abends spät und Morgens vor Tagesanbruch mit seiner kleinen Laterne und eisernem Haken an den Rinnsteinen herzog und Stoff zu so vielseitiger Behandlung in Literatur und Kunst geboten, ist so gut wie verschwunden, wenigstens in den besseren Vierteln, wo Kehrwalze und Fegepolizei am regelmäßigsten gehandhabt werden. Der jetzige Lumpensammler ist ein Geschäftsmann, der seine Straße, seine Kunden hat und nur mehr Morgens zu arbeiten braucht.

Kaum ist das Pflaster rein, so erscheint der Wasserträger mit zwei großen Eimern an beiden Enden eines niedergebogenen Tragstockes, den er sehr geschickt von einer Schulter auf die andere zu schieben weiß. Früher hatte er immer auch ein auf zwei Rädern ruhendes, rothblau angestrichenes Faß bei sich. Seitdem aber in jeder Straße mehrere kleine Brunnen zu gewissen Stunden laufen, füllt er dort seine Eimer oder auch selbst im Hofe der Häuser, worin seine Kunden wohnen. Denn dazu haben sich die wenigsten Eigenthümer aller älteren Häuser verstiegen, dieselben mit Wasserleitung zu versehen. Vielleicht wollten sie auch den Wasserträgern das Geschäft nicht verderben, wäre es doch jammerschade, wenn eine Pariser Familie jährlich 60 bis 150 Francs (für Wassertragen) weniger auszugeben brauchte. Wie können da die Geschäfte gehen und die Leute leben. Durch das Dienstmädchen aber Wasser tragen, würde dem Ansehen der Herrschaft schaden, und das wäre uns Republikanern unerträglich. Dabei ist der Wasserträger stets auch zugleich Kohlen- und Brennholzhändler, kann also bei seinem allmorgendlichen Besuche die diesfallsigen Bestellung für den Tag entgegennehmen.

Was kommt dort für ein dunkelblauer, fast schwarzer Wagen herauf, an dem man allenfalls ein paar gelbweißliche Streifen unterscheiden kann. An unserer Thüre hält er gerade lange genug, um einem mit Schulmappe versehenen beuniformten Knaben zu erlauben, mit Hilfe des ebenfalls beuniformten Kondukteurs einzusteigen. Es ist der Omnibus einer höheren Privatschule, welche in dieser Weise einen guten Theil ihrer Schüler herbeiholt, weil sie, wie alle Ihresgleichen, in einem der äußern Stadtviertel ihren Sitz aufgeschlagen, da dort so etwas, was man Garten und Turnplatz zu nennen beliebt, billiger und eher zu finden ist. Für Hin- und Herfahrt müssen monatlich 25 Francs, außer dem Schulgeld von 50 Francs entrichtet werden. Meinem Freunde, einem reichen Kunsthändler in der Nähe, wurden seine beiden Söhne nach einander aus drei dieser Anstalten gewiesen, weil die übrigen Schüler keine Prussiens unter sich dulden wollten, dabei sind die Burschen geborne Pariser, denen der vielbeschäftigte Vater mit Mühe ein Bischen Deutsch zu erhalten vermochte.

Schon vor acht Uhr ist ein anderer dunkelbrauner Omnibus mit goldbetreßtem Kutscher durch die Straße gebraust. Er kommt von dem großen Generalpostamt in der nach Jean Jacques Rousseau benannten Straße, und bringt die Briefträger zurück, die er schon vor Tagesanbruch dorthin gebracht hatte, um ihre Briefe auszulesen und zu holen. An der Ecke steigt einer ab und wird von dem wartenden Kollegen in Empfang genommen, mit dem er das Mitgebrachte theilt, um schnell mit der Bestellung zu beginnen. Viermal am Tage macht Jeder die Omnibusreise nach dem Generalamt, und eben so oft theilt er mit dem Kameraden, um die achtmalige Bestellung der Briefe zu vollbringen. Für die auswärtigen Zeitungen und Streifbandsendungen sind einige Briefträger angestellt, welche ihre erste große Bestellung etwas nach acht Uhr besorgen.

Jetzt erscheinen auch die zahlreichen wandernden Händler in den Straßen. Mit ihren Handwagen haben sie Strecken von 1 — 2 Stunden zurückgelegt, um auf den großen Zentralhallen ihre Einkäufe an Gemüsen, Kartoffeln, Obst, Südfrüchten, Käse, Blumen, Fischen u. s. w. zeitig genug zu bewerkstelligen, die sie nunmehr unter vielem Geschrei in den Straßen ausbieten. Jeder dieser Händler hat sein Revier, in welchem er sich aufhalten und verkaufen darf; die Polizei hat es so angeordnet, damit in allen Stadtvierteln genügend Kaufgelegenheit für die Verzehrer gegeben sei. Das Ausrufen der verschiedenen Händler geschieht in ganz eigenthümlicher, traditioneller Weise, die man verstehen muß, ohne den Wortlaut zu kennen. Für Kirschen ruft der Händler Montmorency, für Trauben Chasselas de Fontainebleau, für Apfelsinen Valence, welche Namen den Orten entsprechen, welche die meisten betreffenden Früchte hierher senden.

In raschem Trabe fährt ein einem Möbelwagen ähnlich sehendes Fuhrwerk an der obern Straßenecke vorbei. Es ist über und über mit Gemüsen und ähnlichen Artikeln beladen, die ebenfalls von den Zentralhallen kommen. Das Fuhrwerk führt den ehrhaften Grünkramhändlern eines Bezirks ihre Waaren zu, die sie dort gekauft; für jeden besteht ein eigenes Fach in dem Wagenkasten.

Neun Uhr. Droschken sind schon längere Zeit einzeln sichtbar geworden. Jetzt werden sie immer häufiger, ebenso wie die Lastfuhrwerke jeder Art. Für das Pflaster beginnt jetzt die Zeit der harten Schläge und Prüfungen, die bis spät in die Nacht hinein dauert. Das Wagengeräusch ist dumpfer als in Berlin, weil der Pflasterstein weicher und die Räder breiter sind. Jetzt kommen auch die Wagen des benachbarten Modewaarenlagers von den Bahnhöfen zurück, wohin sie in aller Frühe die gestern für die Provinz bestellten Waaren gebracht haben. Auch das Ausland, namentlich Deutschland, zählt viele Damen, welche kein Kleid schön finden, wenn es nicht direkt aus einem Pariser Laden bezogen worden.

Schlag neun Uhr haben die Maurer und Dachdecker, welche drüben einen alten adeligen Herrensitz äußerlich neu gestalten, ihre Arbeit eingestellt. Sie frühstücken jetzt, nehmen um zwei Uhr wieder einen kleinen Imbiß und brauchen jedesmal dazu ihre volle Stunde Ruhe, obwohl sie in der Zwischenzeit sich nicht übermäßig anstrengen. Alle Bau- und Erdarbeiter halten diese Eßstunden inne.

Das Bank- und Wechselgeschäft am Kreuzweg hat eben geöffnet. Verschiedene wohlgekleidete Persönlichkeiten, denen man das Schreiberhandwerk an allen Kanten ansieht, schlendern gemächlich durch die Straßen. Sie haben offenbar keine Eile, da der Chef de Bureau oder der Chef de Section selbst gewöhnlich eine halbe bis ganze Stunde zu spät kommt. Sind unsere Herren Employes in den Schreibstuben einer größeren Aktien-, Versicherungs- oder sonstigen Gesellschaft, bei einer grande administration angestellt, dann kann man sicher sein, daß sie kaum vor elf Uhr dort ankommen. Fast noch säumiger sind die Herren Staatsbeamten groß und klein. Die Pünktlichsten aus den Rittern vom Gänsekiel sind immer gewisse Journalisten, selbstverständlich aus guten Gründen, der ungeheure Schlund der Tagespresse muß zur festgesetzten Stunde gefüllt werden. Je nach dem Erscheinen der Blätter sind die Arbeitsstunden der Redakteure verschieden. Mehrere Morgenblätter halten ihre Redaktionen von Mittag bis Mitternacht offen. Die Abendzeitungen werden von Morgens 8 bis Nachmittags 2 Uhr redigirt,

Mehrere von Dienstmädchen oder ihren Anverwandten begleitete jungere oder ältere Mädchen bewegen sich regelmäßig um diese Stunde an unserem Hause vorbei. Die Gepflogenheit erfordert, daß sie nur in Begleitung zur Pensionsanstalt kommen, wo sie bis Abends fünf Uhr Unterricht und Uebungen durchmachen und das Frühstück erhalten, und dann wieder in derselben Weise abgeholt werden.

(Schluß folgt.)

Zwei Sterne.

Die schwedische Kneipe, in der wir saßen, hätte den Pinsel eines Ostade oder Brower begeistert. Sie lag in einer dunklen Gasse von Stockholm; zwischen ihren vier Wänden herrschte das lange Jahr über eine Polarnacht, ballte sich eine drückende Atmosphäre zusammen, gemischt aus Tabacksqualm, Schnapsdunst und Biergeruch. Eine ewige Lampe flimmerte melancholisch von der Decke herab; ihre matten Strahlen glichen Goldfäden, die ein graues Nebelgewebe durchschossen; und durch den erleuchteten Schleier hindurch schaute man moderne Gestalten in schwarzen Röcken und grauen Hosen; die tranken norwegisches Bier abwechselnd mit schwedischem Schnaps und aßen geräucherten Lachs, Sardellen, Schinken, Alles, was auf einem gut bestellten nordischen Frühstückstisch Herz und Gemüth erfreut. Und Alle waren guter Dinge, denn sie weilten in einer Stube, wo der Plafond sie erdrückte, wo der Rauch sie erstickte, wo sie weder sehen, noch athmen, noch sich rühren konnten, waren, kurz gesagt, an einem Orte, der nach germanischen Begriffen ein gemüthlicher heißt.

Von der allgemeinen Zufriedenheit schien ein einziges Wesen freiwillig sich auszuschließen. Ein kleines, kaum vierzehnjähriges Mädchen saß in einer Ecke der Wirthsstube, hinter dem plumpen, ungeschlachten Ofen, und sah mürrischen Blickes in den Schoß. So weit das spärliche Licht es erlaubte, unterschied ich ein mageres Gesichtchen von zarter, durchsichtiger Farbe; hellblonde Haare in üppiger Fülle überwucherten die Stirne und fielen, zu prächtigen Zöpfen gewunden, an den Schultern herab. Das Mädchen spielte, nervös fingernd, mit den Enden der Zöpfe. Es war, wie man zu sagen pflegt, „nicht gerade schön", hatte aber ein anziehendes, schier aristokratisches Gesicht, das gegen das fadenscheinige Zitzkleidchen des Kindes zu protestiren schien. Um den Mund spielten Züge des Stolzes und der Wehmuth; die dünnen Lippen preßten sich zusammen, als wehrten sie einem bösen Gedanken den Ausweg — ein merkwürdiger Mund, der offenbar sagen wollte: „Ihr da, ihr lärmenden Gesellen, seid mir alle über die Maßen zuwider, und wenn ich jetzt mich öffne und eine glockenreine Stimme über die Lippen lasse, so geschieht's wahrlich nicht euch zu Liebe.... ich gehöre eben einem armen Mädchen, das seine Eltern ernährt und in den Kneipen um Brod singen muß, weil es durch ein Versehen des Schicksals im Bauernhause statt im prinzlichen Schlosse geboren wurde.... Aber wartet nur! Kommt Zeit, kommt Geld...." Und der Gedanke war kaum ausgedacht, so klang es silberhell durch die Stube; schwedische Volksgesänge wechselten mit Gassenhauern aus italienischen Opern; schwermüthig, sanft elegisch tönte das Lied des Nordens, lustig und froh die südliche Melodie; und mir war, als würde die Luft lichter, und die Gäste steckten die Köpfe zusammen und murmelten Beifall. Die Kleine hatte fürwahr eine seltsam schöne Stimme. Sie wußte es wohl; denn die milden Gaben, die sie nun auf einem blechernen Teller sammelte, forderte sie wie einen Tribut, der ihr gebührte, mit Anstand und Hochmuth; fast hätte ich Hoheit gesagt. Jeder spendete willig. Von Dankesworten war bei dem Mädchen keine Rede; nur als ich zwischen das viele Kupfer ein Silberstück fallen ließ, zuckte ein Lächeln um den stolzen Mund. Und als ich neugierig fragte: „Wie heißt du denn, Kleine?" antwortete sie widerstrebend fast barschen Tones: „Ich heiße Christine."

Auf dem Boulevard traf ich den alten Gesanglehrer W. — wie man weiß, ein halber Charlatan oder ein ganzer. Das bringt das Handwerk mit sich. Er ruinirt im Jahre etwa zwanzig schöne Stimmen, und doch laufen ihm immer neue Opfer ins Garn. Das kommt von seinem ernsthaften Aussehen, seinen imponirenden Vatermördern und dem farbigen Bändchen, das er durch die Gnade der spanischen Isabella im Knopfloch trägt. Die Primadonnen der Zukunft zittern in seiner Nähe. Er dutzt sie, wie ein Souverän der guten alten Zeit seine Unterthanen. Von ihm für theures Geld Unterricht zu erhalten, ist eine Gunst, die nur Auserwählten nach gründlicher Probe zu Theil wird. „Je nun, ma belle enfant, wir wollen 'mal sehen... wie steht's mit der Brust?.... sing' einmal.... Do—o—o.... Gut!.... Re—e—e.... Mi—i—i.... Den Ton strammer halten, que diable!.... Nun einige Octavensprünge: Do—do.... Re—re.... va bene.... Hum, hum." Pause banger Erwartung. „Je nun, das ist roher Marmor, aus dem was zu machen wäre.... wollen 'mal sehen.... du kommst dreimal in der Woche.... monatlich vierhundert Francs.. Au revoir!!" W. hat eine fascinirende Art, dies Alles zu sagen; es giebt keine Sängerin, die ihm nicht sofort Stimme und Leben anvertraute. Nach Jahresfrist ist die Stimme hin, kein Ton mehr zu brauchen. Manchmal freilich trifft es sich, daß eine Stimme schlechterdings nicht todtzumachen ist — für W. ein Triumph, an dem er jahrelang zehrt. „Also übermorgen der große Tag!" sagte er, nachdem wir uns begrüßt, geheimnißvoll lächelnd. „Und wenn Sie fein artig sind, so will ich Sie das Wunder im voraus sehen lassen." Ich wußte, daß er von einer gewissen Nilson sprach, die in zwei Tage am Theatre Lyrique als Königin der Nacht debutiren sollte.

Wir bogen in die Chaussee d'Antin ein, wo der Professor ein Entresol bewohnte. Kaum waren wir in seiner Behausung angelangt, so erschien die Sängerin, vor dem Entscheidungstage die letzte Weihe zu empfangen. W. ließ sie Solfeggien singen, mit geschlossenem Munde, wie es seine Methode war. Summen und Brummen sagte er, weite die Lungen. Dann ging's an die große Bravour-Arie der „Zauberflöte." Diese Stimme hatte ich schon gehört, das goldene Haar, die Biscuitfarbe des Gesichtes schon gesehen. Ich fragte schüchtern um den Vornamen des Fräuleins. „Ich heiße Christina," lautete die Antwort. Auch diesen schärfen, kurz angebundenen Ton hatte ich irgendwo gehört — richtig! — vor sechs Jahren in einer Stockholmer Kneipe... Der Erfolg der schwedischen Sängerin war beispiellos. Die blonden Haare hatten dazu beigetragen. Als sie mit sternbesäetem Gewande aus blauer Nebelcourtine hervortrat, dachte ich der Stunde, wo ich sie durch einen Schleier, aus Tabacksrauch und Stickluft gewoben, erblickt hatte. Und als sie späterhin mit Reichthümern überschüttet, ihr jede Note mit Gold bezahlt wurde, erinnerte ich mich des blechernen Tellers, auf dem mein Silberstück als überreiche Gabe zwischen Kupfermünzen prunkte. Damals lächelte die Kleine; auch die Primadonna hat die Freude am Geld zu keiner Zeit verleugnet. Sie rechnet so gut als sie singt, und ihre Kameraden vom Theater nannten sie: Le parfait notaire.

Die „Libertad" wurde vor ihrem Einlauf im Hafen von Habana von einem heftigen Sturme überfallen. Der Wasserspiegel, soeben noch glatt, friedlich und träumerisch hindämmernd, wurde plötzlich durch Grundgewühlt, und, vom Orcane gepeitscht, schäumte das Meere in berghohen Wellen. Unser Dampfer kämpfte mühsam gegen das furchtbare Element. Auf allen Vieren krochen wir vom Deck in den Salon hinab, und es war fast Niemand, der nicht vom Dämon des Meeres, der Seekrankheit, gemartert wurde. Mir ist's, denke ich daran, als erneute sich der Schmerz. Die Wellen spielten mit dem Schiffe in wahrhaft teuflischer Weise; wie ein Gummiball wurde es in die Höhe geschnellt, baumelte eine Secunde auf dem Gipfel der Welle und schoß dann, in allen Fugen krachend, vom Sturme durchschüttert, in die Tiefe hinab. Jenes secundenlange Baumeln brachte von Minute zu Minute das Vorgefühl namenlosen Schmerzes, das beinahe unerträglicher, als der Schmerz selbst. Fuhr das Schiff in die Tiefe, so wendete sich Einem das Herz, und man war so unsagbar elend, daß man sein Leben für wenig Kreuzer gegeben hätte. Aber droben auf der Welle kostete man im voraus den bevorstehenden Jammer; man glich dem Verurtheilten, den man zur Folter führt. Es war eine gar trübselige Gesellschaft, die im Salon der „Libertad" seekrank untereinander lag. Ein kleines Mädchen nur, zehn oder zwölf Jahre alt, blieb wohl und munter und lachte gellend, so oft eine Welle heranbrauste und mit dem Schiffe ihr schnödes Spiel trieb. Je toller der Sturm, desto übermüthiger das Kind. Und als das Spectakel am ärgsten war, als Alles aus Rand und Band zu gehen schien und auch wetterfeste Seebären erbleichten, da schlug der Racker eine helle Lache auf, die bald in lustigen Gesang überging. Triller und Läufer jagten sich mit rasender Eile; Fragmente der schwierigsten Bravour-Arien wurden, seltsam untermischt, von dem Mädchen mit staunenswerther Fertigkeit geträllert. Und draußen accompagnirten die Wogen, brauste der Sturm den grimmigen Grundbaß. Ich hörte eine Nachtigall, die im Orcane sang. Die Kleine wälzte sich vor Lust auf dem grünsammtenen Divan und sang immer kühner, immer fröhlicher, bis endlich ein noch junger Mann, der übel heimgesucht in einer Ecke lag, stöhnend ausrief: „Aber Adelina, willst du ruhig sein? — Du verdirbst ja deine Stimme."

Der Orcan legte sich, die „Libertad" kam mit einigen Havarien davon, und in Habana angekommen, lachten wir über die glücklich bestandene Gefahr. Die kleine Adelina gab noch am Tage ihrer Ankunft das längst angemeldete Concert. Es war stadtbekannt geworden, daß sie um ein Kleines Schiffbruch gelitten hätte; dies steigerte den Enthusiasmus der Habanesen, der um so leidenschaftlicher und geräuschvoller sich äußerte. Und die Journale verkündeten in überschwenglichen Phrasen, daß der neuen Welt eine Sängerin geboren sei.

* * *

Im Foyer der italienischen Oper zu Paris sprach man nur von dem Sopranwunder, das seit einigen Monaten die Stammgäste vom Coventgarden entzückte. Paris hoffte in wenigen Tagen desselben Glückes theilhaftig zu werden. Die junge und schon berühmte Sängerin sollte im „Barbiere" debütiren. Ich war unter den Glücklichen, welche zur Probe zugelassen wurden. Almaviva hatte seine Serenade geseufzt, Bartolo seine Heirathspläne ausgeplaudert, wir Alle harrten begierig der neuen Rosina. Endlich, da ist sie — doch nein! statt der leichtgeschürzten Senorita erschien ein Mann in den besten Jahren und sang, dudelte vielmehr Rosinens bekannte Eingangsarie. Die Enttäuschung war bitter; wir hatten mit Almaviva im Einklang geschmachtet, und nun bot sich unserer Sehnsucht welch ein Gegenstand? — ein bärtiger Mann. Wo ich ihn doch schon gesehen habe? fragte ich mich; und da ich sann und mein Gedächtniß peinigte, stieß mich mein Nachbar an und flüsterte, nach einer Proszeniums-Loge weisend, mir ins Ohr: „Da ist sie!" Ein Gesicht, für Rosina wie bestellt. Schwarzes Haar, weißer Teint — die Farben des Ebenholzes und des Elfenbeins. Die Nase fein gezeichnet, schelmischen Charakters. Unter schön geschwungenen Brauen zwei Flammen, die Heimweh nach dem Süden wecken. Ich hatte Andalusien vor mir, die Orangenwälder Granadas, die Gefilde am Guadalquivor. sah Mantillen im Winde flattern, mit sanft gewiegten Hüften Senoritas die Cachucha tanzen, und fragte wiederum: Wo hast du denn dies liebliche Gesichtchen schon gesehen? Adelina Patti aber schaute gedankenvoll auf die Bühne herab, wo Moriz Strakosch an ihrer Stelle die Rosina sang — ihre Stimme sollte sie ja beileibe nicht verderben — und vielleicht daß auch ihr die Erinnerung erwachte, wie sie bei mir nach und nach sich regte; vielleicht, daß sie jener bösen Meerfahrt gedachte und während drunten im Orchester die Violinen surrten, der furchtbar tönenden Begleitung sich erinnerte, zu welcher sie vor acht Jahren ihre Lieder sang. Es war doch besser, daß sie keinen Schiffbruch gelitten. Sie hätte ja den Beifalls-Ocean nicht erlebt, der bei ihrem ersten Auftreten losbrach und in allen Hauptstädten Europas wiederhallte.

Noch oft habe ich Adelina in jener Proscenniums Loge gesehen, manchmal die schwedische Nachtigall mit dem blonden Lockenkopf an ihrer Seite. Ophelia neben Desdemona — man konnte sich keinen größeren Contrast denken. Die Pariser dilettanti spalteten sich in zwei Lager: Nilsonisten rangen mit Pattisten um die Palme der Primadonnen-Vergötterung. Die Farbe der Haare gab den Schlachtruf: Hie blond! — hie schwarz tönte es in den Reihen der Verehrer und — Freier. Auch diese leider haben sich eingestellt. Die beiden Sterne haben nur einmal falsch gesungen — am Tage, wo sie zur Ehe sich entschlossen. Sie sind Beide nun verheirathet, die eine mit einem Marquis, die andere mit einem Burgeois. Arme Kostgänger des Ruhmes.

Oster-Feiertags Szenen zu Wien.

(Aus dem Kikeriki.)

Zu Hause:

Du Alter, was ist's denn? Die Feiertäg wirst Du uns aber doch in den Prater führen?

Ich bitt' Dich Weib, sei gescheit und verlange keinen solchen Unsinn. Heut sind zu viel Menschen im Prater und dann giebts mit den Kindern fortwährend Verdrießlichkeiten.

Ja das sind lauter Ausreden! Wenn man 's ganze Jahr zu Haus hockt, willst Du Einem nicht einmal an ein' Osterfeiertag ein Vergnügen machen! Die armen Kinder kommen nirgends hin. (Fängt zu weinen an, die Kinder stimmen mit ein.)

Na wegen meiner, so ziehts Euch an!

Am Praterstern.

Jetzt stehen wir schon eine Viertelstunde da und können nicht hinüber.

Jessas, a Wagen!

Verflixter Fratz, kannst Du nicht Acht geben?

Du könnt'st ja auch aufschauen, Du bist der Vater!

Fangst schon wieder an mit Deinen Bissigkeiten?

Halt's Maul, alter Dappschädel! (Peinliche Pause im Gespräch.)

In der Hauptallee.

Jessas na, jetzt ist mir Aner auf's Klad treten.

So schön, jetzt is a ganzer Fetzen herunten, hat 60 fl. kost. Weil Du nit zu Haus bleiben kannst an einem solchen Tag!

Im Gasthaus.

Jetzt bin ich neugierig, wo wir uns da hinsetzen; es ist ja nirgends ein Platz frei.

So hol doch wenigstens ein paar Sesseln, steh nicht immer wie hergenagelt da!

Schrei nicht so, ich sag Dir's, sonst derlebst noch was!

Na, das möcht ich sehen!

Am Heimweg.

Geh, halts Maul, dumme Gans, es ist ja gar nicht möglich, daß wir einen Tramwaywaggon kriegen! — (Sie gehen.)

Schöne Komödie das; die Linerl schlaft schon und die Mali kann nimmer gehn.

Verdammte Schlepperei, na ös kommt mir nochmal!

Zu Hause.

Wo hast denn unsern Quartierschlüssel?

Ich? Du mußt ihn haben!

Was Dir nicht einfallt!

Dann ist er hin.

Hol' einen Schlosser!

Ja, heut', am Ostermontag, find'st Du um diese Zeit ein Schlosser zu Haus.

Himmelkreuzsterndonnerwetter!

Jetzt bleibt uns nix Anderes über, als bei der Hausmeisterin auf der Erde zu schlafen.

Alles wegen Deinem Eigensinn, Du verflixte alte Zangen!

Dein Rausch is Schuld, sonst Niemand, Du B'suff!

(Die ganze Familie quartiert sich bei der Hausmeisterin ein, wird sich aber im nächsten Jahre am Ostermontag wieder unterhalten.)

Auch ein Journalist.

Kürzlich prangte in Chicago der Name von W. S. Rose auf der schwarzen Tafel in Richter Scully's Polizeigericht. Er hatte, als er wegen unordentlichen Betragens in der Nacht verhaftet wurde seinen Stand als den eines „Zeitungsmenschen" angegeben. Zur Last wurde ihm gelegt daß er eine Negerin verfolgt, insultirt und belästigt habe bis sie zuletzt sich gezwungen gesehen um Hülfe zu rufen. Der Mensch wurde in der Unionstraßenstation eingesperrt und sagte gestern Morgen aus, das er Clerk in der Chicago Lebensversicherungsgesellschaft sei seit den letzten 10 Jahren. Als man ihn frug, warum er sich einen Journalisten genannt habe, da meinte er, er hätte gern denjenigen Stand für den seinen ausgeben wollen, der ihm die möglichst größte Achtung verschaffte. Richter Scully legte ihm $3 und Kosten auf und bedeutete ihm, daß der nächste Versuch die Journalisten-Gemeinschaft auf diese Weise zu entwürdigen ihn $100 kosten würde.

Die Hamburger Polizei gab in ihrem Signalement (Amtsblatt vom 13 April) des flüchtig gewordenen Cassirers Löther von St. Pauli wörtlich Folgendes an: „Bekleidung: Trägt an der linken Hand einen Siegelring, am kleinen Finger der rechten Hand einen Ring mit Diamanten." Diese „verringerte" Bekleidung veranlaßt die „Reform" zu folgendem Impromptu:

„Und die Sonne sank um's Abendroth,
Der Himmel färbte sich röther,
Da schlich sich an des Dampfbootes Bord
Der kleine dicke Löther.

Wie Adam einst in dem Paradies,
So war bekleidet der Löther.
Hätt' ihn eine holde Maid erschaut:
Ihr färbten die Wangen sich röther!

Er trug kein Beinkleid, er trug keinen Rock,
Keinen Paletot der Schwerenöther,
Zwei Ringelein nur an seiner Hand
So war bekleidet der Löther!

Das „Amtsblatt" verkündet die grause Mähr
Uns von diesem Attentöter
Die Polizei, sie seufzet so bang:
Wo weilest Du, ach, mein Löther?

Sie suchte sich an der Themse Strand
Den ringbekleideten Löther,
Und wenn ihn Weiße auch jetzt nicht fand,
Vielleicht findet er ihn später!"

Ode

auf den Tod von

Charles Sumner

von Dr. Oliver Wendell Holmes.

(Gesungen bei der Todtenfeier in Boston am 29. April 1874.)

Nach dem Englischen von **.

Noch einmal dumpfes Hallen
Von Thurmeshöh'n herab,
Laßt noch einmal die Blumen fallen
Auf sein bethräntes Grab.
Es weint um ihren Todten
Die ganze Nation,
Sie steht wie David vor den Boten
Und ruft: Mein Sohn! mein Sohn!

Doch um ihn trauern? Nimmer!
Willkommen ihm und recht
Der Engel war, eh' noch der Schimmer
Des Auges trüb ward im Gesicht.
Die Waffen noch so blinkend
Die stets den Feind bedroht,
Im heil'gen Kampf für's Recht versinkend,
Giebt's einen schönern Tod?

Dort oben ward gesehen,
Daß er vom Werk konnt' ruh'n,
Auf Ketten, die gesprengt, sah stehen
Die Freiheit den Tribun.
Horch! wie vom Himmel nieder
Der Töne Echo schwellt:
„Getrost! erhebt die Augen wieder,
Denn Gott regiert die Welt!"

Die Gährung der Gedanken.

Hast Du nie des Schaffensbahnen
In den Pulsen heiß gefühlt?
Wenn noch unbewußt der Bahnen
Die Gedanken Deinen Geist durchwühlt!

Kennest Du der Pläne Drängen,
Der Ideen Wirrsaal nicht?
Wenn sich die Gedanken drängen,
Denen noch die edle Form gebricht?

Wenn in dem Gedankenraume
Blitzschnell die Idee entspringt,
Und im Wachen und im Traume
Nach dem klaren schönen Ausdruck ringt?

S'ist die Gährung der Gedanken,
Und recht gründlich laßt sie sein,
Doch sie sei nicht ohne Schranken —
Schlechter Most giebt niemals guten Wein!

Franz Fünfkirchen

Junge Liebe — reife Liebe.

Junge Liebe, Frühlingssonne
Zarte Knospen macht ihr sprießen,
Doch des Herbstes späte Wonne
Bringt uns erst das fruchtgenießen.

Knospen springen auf im Lenze,
Doch wie viele werden Blüthen?
Wenige wieder sich in Kränze
Denn gar herbe Stürme wüthen!

Viele fallen und verderben
Und die Ideale schwinden
Und bei mancher Hoffnung Sterben,
Da erkaltet das Empfinden.

Doch nur wer nach ernstem Wagen
Sich erhielt das heitre fühlen,
Der kann einst in spätren Tagen
Jugendfrisch nach Liebe fühlen.

Und bei vollem Glückempfinden
Ist die Zukunft ihm voll Klarheit,
Was er sucht, er wird es finden —
Keine Schäume, sondern Wahrheit!

Franz Fünfkirchen.

Ich bitte um Aufklärung!

Wenn ein Mensch ein Kind mit 10 — 12 Jahren umbringt, so heißt es in den Zeitungen: „Die That muß als desto ruchloser bezeichnet werden, da sie an einem Kinde vollzogen wurde!"

Erschlägt ein Schuft Jemanden, der schon etliche 20 Jahre alt ist, so heißt's wieder: „Der schändliche Mörder bebte nicht zurück, ein in den schönsten Jahren stehendes Menschenleben zu vernichten!"

Wird einem Manne, der das Greisenalter erreicht hat, das Lebenslicht ausgeblasen, sagen die Leute: daß die Mordthat an einem so alten gebrechlichen Greis verübt wurde, zeigte erst recht von der Verruchtheit und Verworfenheit des Thäters!

Jetzt frage ich, an wem man eigentümlich den nächsten Raubmord begehen soll?!

Einer der noch nicht Erwischten, welcher seine Beschäftigung nicht gerne aufgeben möchte.

Bedenkliche Frage.

In den Spanischen Gefilden
Ew'ger Kampf und ew'ges Siegen,
Ewiges Armeenbilden,
Ew'ges blut'ges Unterliegen,

Ew'ges Schlachtfeld, ew'ges Schießen,
Ew'ge Flucht und ew'ges Werben,
Und ein ew'ges Blutvergießen
Und ein ew'ges Männersterben.

Welch ein Land kann das ertragen?
Wer löst diesen gord'schen Knoten?
Wir erzittern und wir fragen:
Wer begräbt den letzten Todten?